

»Für uns Menschen und um unseres Heiles willen«

Von Stephan Puhl

Unter dem Titel »Dialog statt Dialogverweigerung. Wie in der Kirche miteinander umgehen?« kursiert ein Diskussionsbeitrag der Kommission 8: »Pastorale Grundfragen« des Zentralkomitees der deutschen Katholiken vom Oktober 1991, welcher nach der Intention seiner Verfasser in den katholischen Verbänden und Diözesanräten einen Dialog in Gang setzen soll, ehe er nach Wunsch des Präsidiums des Zentralkomitees in eine Aussprache in der Vollversammlung des ZdK im Herbst 1992 mündet. Das Papier enthält einige sehr schöne Gedanken. Erwägenswert ist z.B., was in diesem Entwurf gesagt wird über die originäre Kompetenz der Laien zur Weltgestaltung oder über die Sach- und Lebenskompetenz von Laien; oder über die Glaubenskompetenz der Getauften und Gefirmten, die nicht Theologen – Laien wie Kleriker – sind.

Der Rückzug ins Innerkirchliche beengt

Am Ende des Papiers wird ein Bericht über ein Projekt »Dekanatserneuerung« in einem badischen Dekanat zitiert, der von einem offensichtlich sehr hoffnungsvollen Ansatz geistlicher und apostolischer Erneuerung Zeugnis gibt, getragen von der Sorge, wie der Glaube an die nächste Generation weitergegeben werden könne. Bedenklich will allerdings erscheinen, daß die etwa 800 »Aktiven« in einer Gemeinde von 10 000 Getauften anscheinend der Auffassung sind, »Kirchen- und Glaubensfremde« kämen mit ihnen bei unterschiedlichen Anlässen in Berührung, die aber nichts weiter bei diesen Fernstehenden bewirkten. Als merkwürdig mutet es an, daß bei der Aufzählung dieser Anlässe nur gemeindezentrierte und kirchliche Ereignisse oder Veranstaltungen genannt werden, wie »Erstkommunion, Firmung, Hochzeit, Begräbnis, Dritte-Welt-Aktion, ökologische und Friedensinitiativen«. Soll es denn wirklich ernst gemeint sein, daß die »Aktiven« mit den »Kirchenfremden« ausschließlich bei solchen Anlässen in Berührung kommen? Warum werden andere, höchstpersönliche und alltägliche Gelegenheiten nicht in den Blick genommen? Gelten Berührungspunkte von überzeugten Christen mit ihren Mitmenschen in der Verwandtschaft, am Arbeitsplatz, im Straßenverkehr, in der Nachbarschaft, bei Hobby, Sport und Erholung als so selbstverständlich, daß sie nicht einmal der Erwähnung bedürfen? Oder sind die »Aktiven« in ihrer Eigenschaft als Christen, die den Glauben tätig leben, nur dann gefordert, wenn sie nicht einzeln in der Welt

ihren normalen Lebensvollzügen nachgehen, also nur dann, wenn sie anlässlich besonderer kirchlicher Anlässe, Ereignisse oder Veranstaltungen gemeinschaftlich in Erscheinung treten? Man kann nur hoffen, daß solche Anfragen auf einem Mißverständnis beruhen, andernfalls müßte doch der Eindruck entstehen, als vollziehe sich Ausstrahlung gelebten Glaubenszeugnisses nur punktuell auf bestimmten Inseln oder in Nischen, aber nicht flächendeckend und kontinuierlich im persönlichen Leben. Gemeinde- und Gruppenarbeit setzen doch wohl voraus, daß der einzelne, wo immer er sich befindet, glaubwürdiger Zeuge ist. Wäre der Vollzug sakramentaler, liturgischer oder sozialer Handlungen in der Gemeinde, im katholischen Verband oder in der Gruppe der einzige oder auch nur der wichtigste aktuelle Kristallisationspunkt und Anlaß christlichen Zeugnisses, dann wären nicht Taufe oder Firmung des einzelnen Christen, sondern Präsenz und Wirken der »Hauptamtlichen« sowie das strukturell verfaßte kirchliche Kollektiv in Gemeinde oder Verband das Entscheidende. 1975, also zehn Jahre bevor Johannes Paul II. vor den europäischen Bischöfen von der Neuevangelisierung Europas sprach, betonte Paul VI. in seinem Apostolischen Schreiben *Evangelii nuntiandi*, der erste Weg der Evangelisierung sei das Zeugnis des persönlichen christlichen Lebens, die Echtheit dieses Lebenszeugnisses sei wichtiger als das Wort von Gelehrten (Nr. 41 und 76) und, so könnte man ergänzen, als lehramtliche Verlautbarungen. Und für die erneute Evangelisierung Europas sollte dieser Gedanke seine Gültigkeit haben wie für die Erstevangelisierung in anderen Teilen der Welt.

Den christlichen Glauben heute weiterzutragen, muß auch mit sich bringen, daß wir Liebgewordenes hinter uns lassen, daß wir Formen des Katholizismus, die z.B. in Deutschland im letzten Jahrhundert entstanden und möglicherweise noch ihre Gültigkeit bis nach dem letzten Weltkrieg hatten, überdenken, weil sie möglicherweise nur noch partiell Antwort auf die Herausforderungen des Heute geben oder gar den Weg in die Zukunft weisen. Bastionen kirchlicher Institutionen sind nicht ein Refugium, von dem aus wir dem begegnen können, was heute auf uns einstürzt: Verbandskatholizismus und Engagement in Gremien oder als Hauptamtliche haben ihre Berechtigung, sind aber sicher nicht der einzig gültige Ort für Katholiken, an dem sie sich zu bewähren haben. Der Sitz im Leben ist für den normalen Christen die Familie, der Arbeitsbereich, der gesellschaftliche Platz, von dem aus er wirkt. Manchmal könnte der Eindruck entstehen, daß wir gerade in Mitteleuropa, anstatt diesen Herausforderungen gerecht zu werden, geneigt sind, uns zänkisch in Fragen zu unserer Identität und in innerkirchlichen Auseinandersetzungen zu verstricken und dabei zu verpassen, die wirklichen Herausforderungen aufzugreifen. Wenn wir uns nicht mehr auf das Wesentliche konzentrieren, werden Meinungsverschiedenheiten zu wichtigen, aber möglicherweise zweitrangigen Fragen leicht zum Sprengsatz, der die kirchliche Einheit bedroht. Nebensächliches und Wesentliches unterschiedslos zu debattieren, führt dazu, daß Reizthemen entstehen, deren Behandlung zur Zerreißprobe un-

ter den Gläubigen wird. Einzelne Bischofsernennungen, die Laienpredigt, Meßdienerinnen, Drewermann, Frauenpriestertum, Verhütungsmittel, wiederverheiratete Geschiedene, Sonntagsarbeit und andere Themen können nicht alle gleichgewichtig und unterschiedslos im Meinungsstreit erörtert werden, ohne daß der Dialog Gefahr läuft, in allgemeine Frustration zu münden.

Das Christliche bedarf säkularer Kompetenz

Christliches Gedankengut und christliche Gestaltungskraft sind in den gesellschaftlichen, künstlerischen, ethischen und sonstigen Bereichen öffentlichen und privaten Lebens im Schwinden. Diese Analyse ist für Mitteleuropa unbestreitbar, ihre Bewertung mag je nach eingenommenem Standpunkt von Freude bis Sorge und Existenznot reichen. Aus christlichem Glauben sich dieser Situation entgegenzustellen, ist nicht nur legitim, sondern auch dringlich, darf aber nicht die Frage übergehen, wie dies zu bewerkstelligen sei. Kirche erscheint in Ländern Mitteleuropas eher als überinstitutionalisiert und verkrustet, überfrachtet mit Traditionen und Organisationen, und die christliche Botschaft wird kaum als menschnah und befreiend erfahren. Die Strukturen scheinen eher jeden Ansatz der Erneuerung von oben zu erdrücken, er muß von unten erwartet werden, nicht in dem Sinne, wie dies unter dem Namen »Kirche von unten« oft reklamiert wird, sondern in der Weise, daß wirklich der einzelne Gläubige ganz unten anfängt, Umkehr und Erneuerung zu leben; bei sich, in sich und in seinem unmittelbaren Umfeld, das er überschauen kann und das ihm greifbare wie auch erfüllbare Pflichten und Gestaltungsmöglichkeiten bietet. »Von unten« heißt hier nicht in Anlehnung an billige Klassenklischees gegen »oben«, aufmüpfig und unbotmäßig, vielmehr heißt es eher »von innen«. Wer als normaler Christ mitten in dieser Welt sich dieser Situation und der daraus erwachsenden Herausforderung stellen will, darf nicht zuerst vor dieser Welt davonlaufen, um von irgendwelchen imaginären sicheren Bastionen aus sie langsam – gleichsam von außen her – zu bekehren oder in den Lauf ihres Geschickes lenkend einzugreifen. Es kann nur von innen heraus gelingen, diese Welt, unsere Welt, wie frühere Generationen sie uns überlassen haben, christlich zu prägen und zu gestalten. Das setzt voraus, daß der Christ, der sich dieser Aufgabe zuwenden will, seinen Ort in dieser Welt bejaht, daß er – bei aller Kritikwürdigkeit dieser Welt – sie ebenfalls voll bejaht, daß er schließlich den Glauben und die Kirche voll bejaht, unbeschadet der Notwendigkeit, den Glauben tiefer zu erfassen und besser weiterzugeben und die Kirche – *semper reformanda* – neu zu gestalten. Nicht Kirchen-, Staats- oder Zukunftsverdrossenheit darf das vorrangige Merkmal jener sein, die sich vornehmen, Europa heute wieder neu zu evangelisieren. Etwas zum Besseren zu verändern, kann sich mit Aussicht auf Erfolg nur anschicken, wer nicht unentwegt am Bestehenden herummäkelt und

nörgelt. Wer eine Situation in Kirche und Welt zum Besseren wenden will, tut dies nur, wenn er Kirche und Welt liebt, ihren Defiziten klug und maßvoll begegnet und nicht den Fehler eines Arztes begeht, der im Patienten nur noch die Defekte sieht. Unsere Gesellschaft und die Welt, in der wir leben, zu verbessern, ist eine lohnende Herausforderung, aber wir können sie nur in Angriff nehmen, wenn wir in dem Medium Welt und Gesellschaft zu Hause sind, wenn wir uns kompetent in ihm bewegen. So wird es uns gelingen können, nicht nur altkluge und in ihrer Allgemeinheit bisweilen banale Ratschläge des ewigen Besserwissers von uns zu geben. Fachliche Kompetenz neben einem grundsätzlichen Wohlwollen ist eine weitere Voraussetzung für die Aufgabe, in der Gesellschaft christliche Werte erneut zur Geltung zu bringen. Wir können nicht erwarten, mit einem Fachwissen, welches dem Niveau eines Kinderkatechismus entspricht, von irgend jemandem ernstgenommen zu werden bei dem Bemühen, in der sehr komplexen Fragenfülle unserer heutigen Gesellschaft christliches Gedankengut einbringen zu wollen. Das mag in halbnomadisierenden und kleinbäuerlichen Gesellschaften angehen, in unserer hochgradig arbeitsteiligen und sehr spezialisierten Welt machten wir das Christentum vor der Fachwelt und einer kritischeren Öffentlichkeit nur lächerlich, wenn wir uns ständig ohne Sachkompetenz zu Wort meldeten, nur um einige Bibelsprüche einzubringen, auf einigen Werten zu beharren oder von moralischer Warte aus Fehlentwicklungen anzuprangern. An Denkschriften, Lehrschreiben und öffentlichen Stellungnahmen gibt es kaum Mangel. Was fehlt, sind Menschen am richtigen Platz, die, kraft ihrer säkularen und beruflichen Kompetenz und ausgestattet mit moralischer und technischer Vernunft, entsprechend handeln. Mögen kirchliche Stellungnahmen auch redlich bemüht sein, Fachkompetenz abzurufen, damit die kirchliche Autorität auch einigermaßen fachgerecht argumentieren kann, es wird immer andere Fachkreise und »Profis« des jeweils angesprochenen Themas geben, die mit gutem Grund anderer Meinung sind oder bestenfalls das kirchlicherseits eingeflossene Fachwissen einer partikulären oder nicht mehr ganz aktuellen Denkschule zuschreiben. Mehr als noch so viele Erklärungen würde aber die Tatsache wirken, daß Christen in ihrem jeweiligen Fachgebiet versuchen, kraft ihrer Kompetenz und Stellung ihre christlichen Wertvorstellungen mit einzubringen. Bienenvölker muß man ausschwärmen lassen und nicht mit Traktaten über Bestäubung und den Kreislauf der Befruchtung und die Imkerei erschlagen.

Der Herr der Kirche ist das Fleisch gewordene Wort Gottes

In einer postchristlichen und durch und durch pluralistischen Gesellschaft ist es leicht, den Glauben zu verspielen oder zu verlieren, aber schwer, ihn zu bewahren und zu festigen oder gar anderen zu vermitteln. Wer sich anmaßte, an-

deren gegenüber als Missionar aufzutreten, machte sich leicht verdächtig und zum Gegenstand von Argwohn. Nicht der Auftritt als Kündler einer Lehre öffnet Herzen und Türen, sondern die unpräntiöse Ausstrahlung unter seinesgleichen. Im innerkirchlichen Umgang miteinander müßte das Gespräch und die Auseinandersetzung sich auf das Wesentliche konzentrieren, anstatt sich allzu detailverliebt in Äußerlichkeiten, Nebensächlichem und in Vieleslei zu verzetteln. Nur so können ängstliche Verkrustungen aufgebrochen, zänkische Rechthaberei mit daraus folgenden Verbitterungen vermieden werden. Denen, die am Rande oder außerhalb der Kirche stehen, verdeutlichen wir nicht das Anziehende, Befreiende und Erlösende der christlichen Botschaft, wenn wir innerhalb der Kirche hoffnungslos zerstritten sind und das Stimmengewirr durch grelle Untertöne anreichern durch den Hinweis, diese oder jene von uns vertretene Meinung sei um einiges rechtgläubiger als alle anderen. Der Brustton der Überzeugung müßte manches Mal mehr Bescheidenheit weichen. Wir haben zu viele selbsternannte Lehramter, die sich wechselseitig, uns allen und dem eigentlichen Lehramt das Leben schwer machen. Vor der eigenen Tür zu kehren mag umweltfreundlicher sein, als mit langen Zeigefingern auf den Unrat der Nachbarn zu verweisen und diesen lautstark zu analysieren. Manchmal, so ist zu befürchten, hören wir die freundliche, leise einladende Stimme des Herrn der Kirche nicht mehr, weil wir sie übertönen. Und unser eigenes aufgeregtes Geschrei macht es anderen, denen wir den Zugang zur Frohen Botschaft wieder erschließen wollen, vollends unmöglich, seine Stimme herauszuhören.

Wir müßten stiller werden, um Gottes Stimme in uns wieder wahrzunehmen und ihr wieder Gehör zu verschaffen. Marktschreierische Rechthaberei zieht nicht an und stößt auf gesundes Mißtrauen. Bienen – um im Bild zu bleiben – brummen nicht bedrohlich, und wenn sie stechen, sterben sie. »Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt«, so endet Johannes in der Apokalypse seine Botschaften an die sieben Gemeinden in Kleinasien. Aus dieser formelhaften Wiederholung mögen wir heute für uns das richtige Verhältnis zwischen dem einzelnen Gläubigen, dem offenbarenden Geist Gottes und der Kirche ableiten. Der Geist richtet sich an die Gemeinden der Gläubigen, das Ohr zum Hören hat aber nur der einzelne Gläubige, er muß hören, horchen, ge-horchen. Das ist ein höchstpersönlicher Akt, niemand kann ihm diesen abnehmen. Er kann dies aber offenbar nur in der richtigen Weise im Schoße der Gemeinschaft der Gläubigen tun. Nicht jeder kann sich anmaßen, daß der Geist ihm ganz persönlich das Wort der Offenbarung zuspricht. Weder nur das Kollektiv der Gemeinde noch der isolierte einzelne sind alleiniger Ansprechpartner für das Wort Gottes. Die auf Gottes Wort und sein Geheimnis hin sich konstituierende Gemeinde und Kirche hat eine vermittelnde Rolle. Weder die ins Anonyme abgleitende Kollektivität noch die ins Individualistische ausbrechende Einzelperson sind aus eigener Kraft in der Lage, das Wort Gottes an die Menschen unmittelbar und ausschließlich in seiner Fülle zu emp-

fangen und zu bergen. Die Vermittlung als Schritt zum vollen Verständnis ist bei Johannes grundgelegt. Wir können ihm nicht ein neues Modell entgegenzusetzen nach dem Motto, Kirche oder Gemeinde habe sich nicht in unser höchstpersönliches Verhältnis zu Gott einzumischen, das sei Sache eines jeden einzelnen. Verständnis und Rolle des Amtes in der Kirche als Vermittler des Wortes Gottes in der Gemeinde bedürfen heute wieder einer neuen Klärung, wenn wir nicht ins Abseits geraten wollen. Charisma und Amt sind nicht zwei Gegensätze in der Kirche, sondern ergänzen und bedingen einander.

Wenn Europa erneut evangelisiert werden soll, dann bedarf es für diese Aufgabe eines ausgewogenen Verhältnisses zwischen der Präsenz des kirchlichen Amtes, christlicher Institutionen und der als Sauerteig wirkenden einzelnen Christen. Nur wenn diese verschiedenen Arten der Präsenz aufeinander abgestimmt vorhanden sind, ist diese Präsenz glaubwürdig. Angesichts einer überproportionalen institutionellen Präsenz, wie sie wohl in Mitteleuropa zu beobachten ist, besteht die Gefahr, daß die Institutionen unglaubwürdig werden, weil sie nicht mehr den Zeugnischarakter verdeutlichen können und in den Verdacht geraten, Relikte aus einer vergangenen Zeit einer christlichen Gesellschaft zu sein, Zeugen einer Epoche, deren geistige und geistliche Grundlagen längst verschwunden oder zumindest unsichtbar geworden sind. Deshalb erscheint es angebracht, in unserer Umgebung die Notwendigkeit der persönlichen Präsenz stärker hervorzuheben. Denn nur wenn diese gewährleistet ist, können Berufungen für das Amt und letztlich der Humus gewonnen werden, aus welchem heraus Institutionen mit christlichem Geist erfüllt werden. Ohne das persönliche Zeugnis und ohne den von Personen verkörperten Geist geraten Institutionen zu Bastionen und verkommen nach einer gewissen Übergangszeit zu Ruinen. Festungen können auch zu Ghettos werden.

In diesem Zusammenhang ist noch ein anderer Aspekt zu beachten: Eine überproportionale Betonung christlicher Institutionen kann, wenn von der Neu-evangelisierung Europas die Rede ist, zu dem Mißverständnis führen, als solle es um eine Verkirklichung der Gesellschaft oder gar um eine Reκληerikalisierung der Kirche gehen. Dieses Mißverständnis ist schon aufgekommen und ist nicht nur von der Orthodoxie im Gebiet der ehemaligen Sowjetunion sondern z.B. auch von katholischen wie evangelischen Christen im Osten Deutschlands und in anderen ehemals sozialistischen Ländern in Mittel- und Osteuropa mit Sorge artikuliert worden. Solchen Ängsten sollte man nicht leichtfertig Vorschub leisten. Es kann ja wirklich nicht darum gehen, unter der Flagge der Neu-evangelisierung Europas, die alle christlichen Kirchen gemeinsam als Herausforderung angeht, alte Gräben zwischen den Konfessionen wieder aufzureißen oder neue zu ziehen. Auch kann und darf es nicht darum gehen, seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil überholte Positionen wieder hoffähig zu machen, so als könnte man vom Osten her das Rad der Entwicklung im Westen wieder-zurückdrehen. Damit soll nicht ausgeschlossen werden, daß

spirituelle, kirchliche und theologische Erfahrungen und Traditionen, die sich seit Jahrhunderten in Osteuropa entfaltet und in den Jahrzehnten unter dem real existierenden Sozialismus ausgeformt haben, nicht sinnvoll westliche Erfahrungen ergänzen und bereichern könnten.

Apostolat der Freundschaft und des Vertrauens

Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch. Christen, die sich in erster Linie an der Kirche wundreiben, sind keine geeigneten Sendboten für die Frohe Botschaft. Sie können nicht »missionieren« – weder bei sich zu Hause noch in fernen Ländern. Glaube, Hoffnung und Liebe sind hierfür unabdingbare Voraussetzung. Eine Gesellschaft und eine Kirche, die sich eher behäbig geben oder kleinlich mehr um ihre eigenen Probleme kreisen, sind nicht der Nährboden für glaubenseifrige und begeisterte Christen, die andere mitreißen könnten. Heute haben wir z.B. indische und koreanische Missionskräfte, die in Deutschland oder Frankreich tätig sind, nicht etwa, um sich dort der pastoralen Betreuung ihrer Landsleute in Europa zu widmen, sondern um sich der Europäer anzunehmen. Wir sind uns noch viel zu wenig dessen bewußt, daß wir in Europa Missionsgebiet werden. Die Kirchen in den reichen Ländern leisten noch sehr viel an materiellen Hilfen in Missionsländern Asiens und Afrikas und für die Entwicklungshilfe. Der Geldstrom fließt noch ungeschmälert und könnte uns den Blick dafür verstellen, daß die europäischen Quellen für Personal in der Mission zusehends versiegen. Die Arbeitsteilung, wonach wir in den westlichen Ländern Geld für die soziale Entwicklung und die Christen in Entwicklungsländern das Personal stellen, läßt sich höchstens vorübergehend aufrecht erhalten. Es ist zwar gut, daß Europa nicht mehr durch entsandtes Personal Ortskirchen in Entwicklungsländern bevormundet, es wäre aber besser, wenn die Entdeckung, daß man selbständige Ortskirchen und eine selbsttragende Entwicklung fördern soll, zeitlich nicht in so verhängnisvolle Nähe zum Aussterben europäischer Missionare fiele, so daß der fatale Eindruck gar nicht erst entstehen könnte, jüngste Erkenntnisse in Missiologie und Entwicklungstheorie stünden in einem inneren Zusammenhang damit, daß Europa geistlich und personell immer weniger aufzubringen hat. Wo der Geist und die Bereitschaft zur persönlichen Christusnachfolge versiegen, da schmilzt auch in absehbarer Zeit die Bereitschaft zu materiellem Verzicht oder auch nur zur Einschränkung auf materiellen Zuwachs langsam dahin. Wenn Menschen in der Dritten Welt zunehmend den Eindruck gewinnen, Europa sei eine Festung, dann ist das nicht nur eine einseitige Wahrnehmung aus ihrer Perspektive, sondern möglicherweise auch ein Spiegelbild unseres wenig christlichen Provinzialismus, der uns daran hindert, mit Verständnis oder gar mit Freude global zu denken und große Herausforderungen aufzugreifen.

Sich rückhaltlos einer Aufgabe zu verschreiben, ist unsere Sache nicht mehr: weder in unserer unmittelbaren Nachbarschaft noch in der Heimat, noch in neu eröffneten Betätigungsfeldern östlich der Oder-Neiße Linie. Wir hätten, gäbe es eine begeisterte missionarische Aufbruchstimmung für das Baltikum, Sibirien, die Mongolei und Kasachstan – um nur einige konkrete Beispiele zu nennen –, sicher einen breiten Chor von Zweiflern zu gewärtigen, die fragten, ob es angezeigt ist, daß gerade Deutsche in diese Gebiete gehen, die befürchteten, hier könne Triumphalismus im Spiele sein oder die Inkulturation nur ungenügend bedacht werden etc. Es gibt einen spießbürgerlichen Perfektionismus, der jede Initiative lähmt und jede Gelegenheit verpaßt. Evangelisierung oder auch Neuevangelisierung würde zerredet, wenn man sie nur herbeireden wollte. Der Glaube ist wie die Freiheit ein sehr anspruchsvolles Geschenk. Er kann verspielt werden, wenn er sich nicht auch an Aufgaben und Herausforderungen, die sich aus ihm ergeben, bewährt. Er kann verkümmern, sich verflüchtigen, sich einer schleichenden Auszehrung ausgesetzt sehen, wenn er nicht reift und wächst. Dieses Wachsen und Reifen des Glaubens gedeiht nicht in selbstquälerischer oder wehleidiger Binnensicht von Menschen und Gesellschaften, die nur um ihre eigenen Probleme kreisen. Im Jahr des Gedenkens der Entdeckung Amerikas vor fünfhundert Jahren und des vierhundertsten Geburtstages des großen Chinamissionars Adam Schall von Bell ist nicht zu übersehen, daß die personellen Kapazitäten der traditionsreichen Missionsorden in Europa derart beschränkt sind, daß sie heute gar nicht in der Lage wären, plötzlich sich erschließende Missionsgebiete wie vor fünfhundert Jahren geistig und personell überhaupt zu bewältigen. Zur Zeit ist eine Auseinandersetzung mit der geistigen und kulturellen Lage Chinas z.B. wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß es kaum entsprechend ausgebildete Kräfte in Europa gibt, die sich qualifiziert diesen Herausforderungen stellen könnten. Öffnete sich morgen China, wäre die Kirche in Europa geistig überfordert. Es geht nicht darum, wie in der Vergangenheit Missionare nach China zu entsenden, sondern es geht um die Befähigung zum Dialog mit der Kultur dieses Landes und mit der dort inzwischen gewachsenen Ortskirche.

Kirchliche Strukturen und Institutionen sind unverzichtbar. Wichtiger jedoch sind die einzelnen Gläubigen, die unmittelbar apostolisch wirken auf der Grundlage von Freundschaft und Vertrauen. Das Klima von Freundschaft und Vertrauen kann geschaffen werden unabhängig davon, ob im zwischenmenschlichen Bereich die eigene Position sogleich vermittelt werden kann. Vor der inhaltlichen Überzeugung kommt die persönliche Überzeugungskraft, die im zwischenmenschlichen vertrauensvollen Miteinander heranwächst, absichtslos sozusagen. Die Voraussetzung kann nicht instrumentalisiert werden, ohne daß sie selbst zerstört würde. Im Dialog die eigene Position unzweideutig durchschimmern zu lassen, tut niemandem Gewalt an, ist vielmehr eine Frage der Transparenz und der Aufrichtigkeit, ohne welche Vertrauen nicht zu gedeihen

vermag. Die vertrauensschaffende Öffnung – die auch Verwundbarkeit bedeutet – dem anderen gegenüber gewinnt ihre Kraft durch die dialogische Öffnung Gott gegenüber. Das Sprechen mit Gott muß dem Sprechen über ihn und auf ihn hin vorausgehen und dieses ständig begleiten. Es handelt sich hierbei um einen stillen und unscheinbaren Weg, der nichts damit zu tun hat, christliche Positionen vordergründig mehrheitsfähig zu machen oder gar durchzusetzen. Es geht um eine Schiene, die nicht versucht, korporativ politischen Einfluß zu suchen. Diese Schiene ist zwar auch wichtig, muß aber durch den zweiten Strang des persönlichen freundschaftlichen und vertrauensvollen Wirkens ergänzt werden.

Als Johannes Paul II. am 11. Oktober 1985 vor dem VI. Symposium der europäischen Bischöfe über die Neuevangelisierung Europas sprach, hob er hervor, das säkularisierte Europa heute stelle die Kirche vor die radikalste Herausforderung in der Geschichte. Damals war Europa noch von der Spaltung zwischen Ost und West gezeichnet, die friedliche Revolution der Jahre 1989 und 1990 war noch nicht abzusehen. Diese spätere Entwicklung hat der damaligen Analyse des Papstes nichts von ihrer Aktualität genommen. Es sind nur alte Elemente durch neue ersetzt worden, ja die neue Situation zeigt vielleicht noch deutlicher, wie dramatisch die Herausforderung ist und wie unvorbereitet wir ihr gegenüberstehen. Der Papst führte damals aus, die Kirche sei aufgerufen, der modernen westlichen Gesellschaft eine Seele zu geben – nicht von außen und nicht von oben, gleichsam institutionell verordnet und abgesichert, sondern durch eine aktive Präsenz und eine intensive Teilnahme am Leben des Menschen. Wer wäre geeigneter, am Leben der Menschen teilzunehmen als Menschen? Der Weg der Kirche ist der Mensch. Das Fundament der Kirche ist zwar nicht der Mensch; dies ist einzig und allein der Herr. Aber der Mensch ist der Weg, den die Kirche gehen muß, und der Mensch ist es, zu dem die Kirche gelangen muß, will sie ihn erreichen. Glaubensverkünder, so führte damals der Papst aus, müßten Freuden, Hoffnungen, Ängste und Sorgen der Herzen der Menschen teilen, sie müßten sich aber auch auszeichnen dadurch, daß sie zugleich beschauliche Freunde Gottes sind. Dieser zweite Aspekt vor allem kann nicht geplant oder gemacht werden. Hier kommt zuerst das Tun und dann das Reden. Das Gebet als Öffnung gegenüber Gott muß Vorrang vor allem anderen haben; und nur dann wird das ehrliche Teilen von allem, was die Herzen der Menschen bewegt, gelingen können. Maria hat durch ihr Fiat diese Haltung der Beschaulichkeit und Fügsamkeit gegenüber Gott ausgedrückt und dadurch Gottes Wort die Menschwerdung ermöglicht. Sie brachte in einmaliger und unwiederholbarer Weise Gott zur Welt. Wir Christen, alle, unabhängig von unseren verschiedenen Rollen oder Ämtern, sind kraft der sakramentalen Gnade der Taufe und der Firmung gerufen, das Wort Gottes, Jesus, zu den Menschen zu bringen, freilich in analoger Weise. Die drei Schritte sind dabei dieselben: Zuerst die Offenheit gegenüber Gott und seinen Ratschlüssen, dann

Gottes Wort in uns Gestalt annehmen zu lassen, es zu verkörpern und schließlich Jesus den Menschen zugänglich zu machen, ihn zur Welt zu bringen. Dies sind die wichtigsten Schritte einer Inkarnation in Richtung auf eine Neucvangelsingierung Europas.